

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Das Gemeindegeld : Roman. Teil 3-4
Autor: Ebner-Eschenbach, Marie v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1937

Heft 2

Früher Herbst.

Ist der Sommer schon verloht,
daß die ersten Nebel schweifen,
daß die Vögel ohne Not
lärmend durch die Reben streifen?—
Blaue Trauben, reife Frucht
schon in allen guten Lagen,
ach, ich such' mit Eifersucht
Grund zu immer neuen Fragen:

Wirklich, Sommer, fuhrst du hin?
Willst du nicht noch einmal bleiben,
heiß und voll wie zu Beginn,
uns zu Glas und Schatten treiben?
Nein, er kehret nicht zurück —
kühl und herbstlich sind die Lüfte,
von dem Jahr fällt Stück um Stück,
und man denkt an Totengrüfte.

Rosen welken; was geblüht,
wird unwirklich im Vergehen,
und du selbst bist ausgeglüht,
wirst bald selbst beiseite stehen.

Ernst Otto Marti.

Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

3.

Was Pabel im Schlosse gewollt, erfuhr niemand, aber die Hartnäckigkeit, mit der er jede Auskunft verweigerte, bewies deutlich genug, daß er die schlechtesten Absichten gehabt haben mußte. Einbrechen wahrscheinlich oder Feuer anlegen, dem Kerl ist alles zuzutrauen. So sprach die öffentliche Meinung, und die mit Elternrechten ausgestattete Gemeinde beschloß Pabels exemplarische Züchtigung durch den Herrn Lehrer Habrecht in Gegenwart der sämtlichen Schulkinder.

Der Lehrer, ein kränklicher, nervöser Mann, verstand sich äußerst ungern zur Ausübung des

ihm zugemuteten Strafgerichts. Seine Ansicht war, daß solche vor einem jugendlichen Publikum vorgenommene Exekution dem selten nützt, an dem sie vollzogen wird, und denen, die ihr zusehen, immer schadet. „Dieses Vieh wird durch den Anblick ein noch ärgeres Vieh,“ äußerte er, viel zu derb für einen Pädagogen. Man hatte, wenn auch nicht ganz überzeugt, seine Einwendung oft gelten lassen, dieses Mal fruchtete sie nichts.

An dem Tage, der zur Bestrafung des nächtlichen Einschleichers bestimmt war, übernahm ihn denn der Lehrer seufzend aus den Händen der Schergen und führte ihn am Schopfe bis zur

Tür der Schulstube. Hier blieb er stehen, hob den gesenkten Kopf des Knaben in die Höhe und sagte:

„Schau mich an, was schaust denn immer auf den Boden, schlechter Bub!“

Nicht liebevoll waren diese Worte! und doch, woran lag es denn, daß sie dem Pabel ordentlich wohlthaten, und daß sogar die Art, in der der Herr Lehrer ihn dabei an den Haaren zaute, etwas Vertraueneinflößendes hatte und wie eine Herztärkung wirkte?

„Fürcht dich, du Bosnickel, du Troznickel! fürcht dich!“ fuhr jener fort, machte schreckliche Augen und schwang mit äußerst bezeichnender Gebärde den dürrn Arm in der Luft. Und Pabel, aus dem seit drei Tagen kein Wort herauszubringen gewesen, der seit drei Tagen keinem Menschen ins Gesicht geschaut hatte, richtete seinen scheuen Blick blinzeln auf den Lehrer und sprach mit halbem Lächeln:

„Ich fürcht mich aber doch nicht.“

Aus der Schulstube hatte es früher herausgesummt wie aus einem Bienenkorbe, dann war das Summen in wüsten Lärm übergegangen, und jetzt wurde da drinnen gerauft um die besten Plätze zum bevorstehenden Schauspiel. Der Lehrer brummte unwillig vor sich hin und schüttelte Pabel von neuem:

„Wenn du dich schon nicht fürchtest, so schrei, schrei, was du kannst, rat ich dir!“ sagte er, öffnete die Tür und trat ein. Sogleich wurde es still in der Stube, nur einzelne unwillkürliche Ausrufe befriedigter Erwartung ließen sich hören; freundschaftlich rückte man aneinander in den Bänken, die rührendste Eintracht herrschte. Der Lehrer stellte Pabel neben das Ratheder und sah sich nach der Rute um. Da er sie eine Weile nicht fand oder nicht zu finden schien, rief eine Stimme: „Dort im Fenster steht sie, im Winkel.“ Die Stimme kam aus einer der letzten Reihen und gehörte dem Arnost, dem Sohne des Häuslers, bei dem Virgil zur Miete wohnte. Pabel ballte die Faust gegen ihn, was zu einem Gemurmel der Entrüstung Anlaß gab. Mehr als hundert Augen richteten sich schadensfroh und gehässig auf den braunen zerlumpten Jungen. In ihm kochte die Galle, und so klar er zu denken vermochte, so klar dachte er: Was hab' ich euch getan? Warum seid ihr meine Feinde?

Habrecht gebot Stille und hielt eine Ansprache, in der er die Schuljugend auf eine merkwürdige Enttäuschung vorbereitete. „Ihr seid voll Vergnügens. Warum? wieso? Tun euch die

Prügel wohl, die ein anderer kriegt? Paßt auf! Weh tun werden sie euch! Jeder von euch“ — seine Stimme senkte sich zu einem geheimnisvollen Geflüster, und er streckte den Zeigefinger langsam gegen das Auditorium aus: „Jeder, der dasitzt und vor Schadenfreude aus der Haut fahren möchte, wird bald vor Schmerz aus der Haut fahren mögen. Jeder, der hergloht und zuschaut, wie ich meine Schläge austeile, wird sie mitspüren... mitspüren!“ wiederholte er seine unheimliche Prophezeiung, bei der ihm selbst zu gruseln schien. „Und jetzt gebt acht, was der Herr Lehrer kann!“

Alle Kinder schauderten vor dem Wunder, das sich an ihnen vollziehen sollte; nur noch von der Seite streiften zage Blicke den gefürchteten Mann, dessen Erscheinung in ihrer Länge und Magerkeit etwas Gespenstisches hatte. Die Buben stierten zu Boden, die Mädchen verdeckten die Augen mit den Schürzen.

Der Lehrer aber ging rasch ans Werk. Mit fabelhafter Geschwindigkeit ließ er die Fuchtel um den Kopf des Delinquenten wirbeln und führte dann eine Anzahl Hiebe, die Pabel für die Einleitung zur eigentlichen Strafe hielt. Statt diese folgen zu lassen, hielt der Lehrer plötzlich inne und sprach: „Herrgott, da fällt mir jetzt die Brille herunter... Hebe sie auf... Für die Strafe bedanken kannst du dich nach der Stunde.“

Pabel starrte ihn mit stumpfsinnigem Staunen an, er wartete noch auf die richtige Wicse — da hörte er, daß er sie schon habe, und erhielt den Befehl, sich zu setzen — auf den letzten Platz in die letzte Bank.

Der Lehrer zog das Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm umständlich eine Prise und begann den Unterricht.

Arnost, der so rot war wie ein Krebs, flüsterte seinem Nachbar zu: „Hast g'schaut?“ — „Ein bißel,“ antwortete der. — „Spürst was?“ — „Ich spür's im Buckel.“ — „Mich brennt's am Ohr.“ — Ein neugieriges kleines Ding von einem Mädchen, das zufällig mit einem Auge an einen Riß in der Schürze geraten war und ihn zum Auslügen benutzt hatte, gestand einigen Gefährtinnen, daß es meine, auf lauter Erbsen zu sitzen.

Nach beendigter Lehrstunde wollte Pabel sich mit den anderen davonmachen; aber der Schulmeister hielt ihn zurück, betrachtete ihn lange mit stechenden Blicken und fragte ihn endlich, ob er sich schäme.

Pabel antwortete leise: „Nein.“

„Nein? wieso nein? Hast aller Scham den Kopf abgebissen?“

Der Bursche verfiel wieder in das hartnäckige Schweigen, das der Lehrer an dem armseligsten und seltensten Besucher seiner Schule kannte. Bisher hatte er ihn laufen lassen, heute jedoch, als er ihn strafen sollte für eine unerwiesene Schuld, Mitleid mit ihm gefühlt. Um diese Regung tat's ihm nun leid, und er fuhr giftig fort:

„Aufgewachsen in Schande, ja wirklich schon aufgewachsen, bald vierzehn Jahre — an die Schande gewöhnt, weiß nicht einmal mehr, wie sie tut!“

Nun sprach Pabel: „Weiß schon,“ und den Mund des Kindes verzerrte ein alternder Zug verbissener Bitterkeit. Er hatte nicht verstanden, was der Herr Lehrer früher gewollt mit seinen Schlägen, die beinahe nicht weh taten; daß er ihm jetzt den Jammer seines Lebens vorwarf, verstand er wohl.

„Weiß schon,“ wiederholte er in einem Tone, durch dessen erzwungene Reckheit unbewußt ein tiefer Schmerz drang.

Der Lehrer betrachtete ihn aufmerksam — er war das verkörperte Elend, der Bub! — Nicht durch die Schuld der Natur. Sie hatte es gut mit ihm gemeint und ihn kräftig und gesund angelegt, das zeigte die breite Brust, das zeigten die roten Lippen, die starken, gelblich schimmernden Zähne. Aber die wohlwollenden Absichten der Natur waren zuschanden gemacht worden durch harte Arbeit, schlechte Nahrung, durch Verwahrlosung jeder Art. Wie der Junge da stand mit dem wilden braunen Haargestrüpp, das den stets gesenkten Kopf unverhältnismäßig groß erscheinen ließ, mit den eingefallenen Wangen, den vortretenden Backenknochen, die magere derbe Gestalt von einem mit Löchern besäten Rock aus grünem Sommerstoff umhangen, die Füße mit Fetzen umwickelt, bot er einen Anblick, abstoßend und furchtbar traurig zugleich, weil das Bewußtsein seines kläglichen Zustandes ihm nicht ganz verlorengegangen schien. Lange schwieg der Lehrer, und auch Pabel schwieg; aber immer verdrossener ließ er die Unterlippe hängen und begann verstoßen nach der Tür zu sehen, wie einer, der eine Gelegenheit zu entweichen wahrzunehmen sucht.

Da sprach der Lehrer endlich: „Sei nicht so dumm. — Wenn du aus der Schule draußen bist, sollst du denken: wie kann ich hinein, und nicht, wenn du drin bist, wie kann ich hinaus?“

Pabel stuchte; das war nun wieder ganz un-

erklärlich und stimmte mit der weitverbreiteten Meinung überein, der Schulmeister vermöge die Gedanken der Menschen zu erraten.

„Geh jetzt,“ fuhr jener fort, „und komm morgen wieder und übermorgen auch, und wenn du acht Tage nacheinander kommst, kriegst du von mir ein Paar ordentliche Stiefel.“

Stiefel? — wie die Kinder der Bauern haben? Ordentliche Stiefel mit hohen Schäften? Unaufhörlich während des Heimwegs sprach Pabel die Worte: „Ordentliche Stiefel“ vor sich hin, sie klangen märchenhaft. Er vergaß darüber, daß er sich vorgenommen hatte, den Arnost zu prügeln, er stand am nächsten Morgen vor der Tür der Schule, bevor sie noch geöffnet war, und während der Stunde plagte er sich mit heißem Eifer und verachtete die Mühe, die das Lernen ihm machte. Er verachtete auch die drastischen Ermahnungen Virgils und seines Weibes, die ihn zwingen wollten, statt zum Vergnügen in die Schule, zur Arbeit in die Fabrik zu gehen. Freilich mußte dies im geheimen geschehen; zu offenen Gewaltmaßregeln zu greifen, um den Buben im Winter vom Schulbesuch abzuhalten, wagten sie nicht; das hätte gar zu auffällig gegen die feinetwegen mit der Gemeinde getroffene Übereinkunft verstoßen.

Sieben Tage vergingen, und am Nachmittage des letzten kam Pabel nach Hause gerannt, in jeder Hand einen neuen Stiefel.

Winska war allein, als er anlangte; sie beobachtete ihn, wie er das blanke Paar in den Winkel am Herd, sich selbst aber in einiger Entfernung davon aufstellte und in stille Bewunderung versank. Freude vermochten seine vergrämmten Züge nicht auszudrücken, aber belebter als sonst erschienen sie, und es malte sich in ihnen ein plummes Behagen.

Einmal trat er näher, hob einen der Stiefel in die Höhe, rieb ihn mit dem Armel, küßte ihn und stellte ihn wieder an seinen Platz.

Aus der Stube erscholl ein Gelächter, Winska trat auf die Schwelle, lehnte sich mit der Schulter an den Türpfosten (eine Tür gab es zwischen der Stube und dem Eingange nicht) und fragte:

„Wo hast die Stiefel gestohlen, du Spitzbub?“

Er sah sich nicht einmal nach ihr um, von Antworten gar keine Rede. Winska jedoch wiederholte ihre Frage so oft, bis er sie anbellte:

„Gestohlen! ja ja! gestohlen!“

„Du Esel,“ murmelte sie, „siehst du? jetzt sagst du's selbst.“

Der Blick ihrer begehrlischen grauen Augen

wanderte abwechselnd von den Stiefeln zu den eigenen nackten, hübsch geformten Füßen. Pabel hatte sich auf die Erde gekauert neben sein neues köstliches Eigentum; es war ihm, als müsse er es beschützen gegen eine nahende Gefahr, und er machte sich gefaßt, ihr zu begegnen. Vinska neigte den Kopf auf die Seite, lächelte den Burschen, der drohend zu ihr emporsah, plötzlich an und sprach mit einschmeichelnder Stimme: „Geh, sag mir, woher hast sie?“

Er wußte nicht, wie ihm geschah. In dem Ton hatte er die Vinska vor kurzem zum Peter sprechen hören, der ihr Liebhaber war. Heiße Wellen wogten auch in seiner Brust, er verschlang seine reizende Hausgenossin mit den Augen und meinte, was ihn da mit ungeheurer Macht angepackt hatte, sei die Lust, auf sie loszustürzen und sie durchzuprügeln.

Dabei rührte er sich nicht, öffnete nur ganz willenlos die Lippen und sprach:

„Der Herr Lehrer hat sie mir gegeben.“

Vinska begann leise zu kichern. „O je — der! Wenn du sie von dem hast, dann hast du nichts.“

„Was — nichts?“

„Nun nichts! Wenn du morgen aufwachst, sind die Stiefel weg.“

„Weg? ... Warum nicht gar!“

„Ja, ja! was der Lehrer schenkt, hält sich nicht über Nacht. Du weißt ja, daß er ein Hexenmeister ist.“

Pabel geriet in Eifer: „Ich weiß, daß er kein Hexenmeister ist.“

Das Mädchen warf verächtlich die Lippe auf. „Du Dummrian! Er war drei Tage tot und im Sarge. War er nicht? Und weiß nicht jedes Kind, daß einer, der drei Tage tot gewesen ist, in die Hölle hineingeschaut und dem Teufel eine Menge abgelernt hat?“

Pabel starrte sie sprachlos an, ihm begann zu gruseln. Sie gähnte, drückte die Wange an die emporgezogene Schulter und sagte nach einem Weillchen so nachlässig, als ob sie eine ihr langweilig gewordene, hundertmal erzählte Geschichte wiederhole:

„Der alten blinden Marska, die im vorigen Jahr bei uns gestorben ist, hat er auch ein Paar Schuhe geschenkt. Sie hat sie am Abend vors Bett gestellt, und wie sie am Morgen hineinfahren will, tritt sie statt in die Schuh auf eine Kröte, so groß wie eine Schüssel.“

Pabel schrie auf: „Das ist nicht wahr!“ Heiß und kalt wurde ihm vor Zorn und Angst, und plötzlich schossen Tränen ihm in die Augen.

Vinska streifte ihn mit einem Blick voll Geringschätzung und kehrte in die Stube zurück.

Am dem Abend suchte Pabel sich des Schlafes zu erwehren, er wollte seinen Schatz bewachen, er betete auch ein Vaterunser nach dem andern, um die bösen Geister zu bannen. Trotzdem sank er endlich doch in Schlummer, und als er am nächsten Morgen erwachte, hatte Vinskas Prophezeiung sich erfüllt — die Stiefel waren verschwunden.

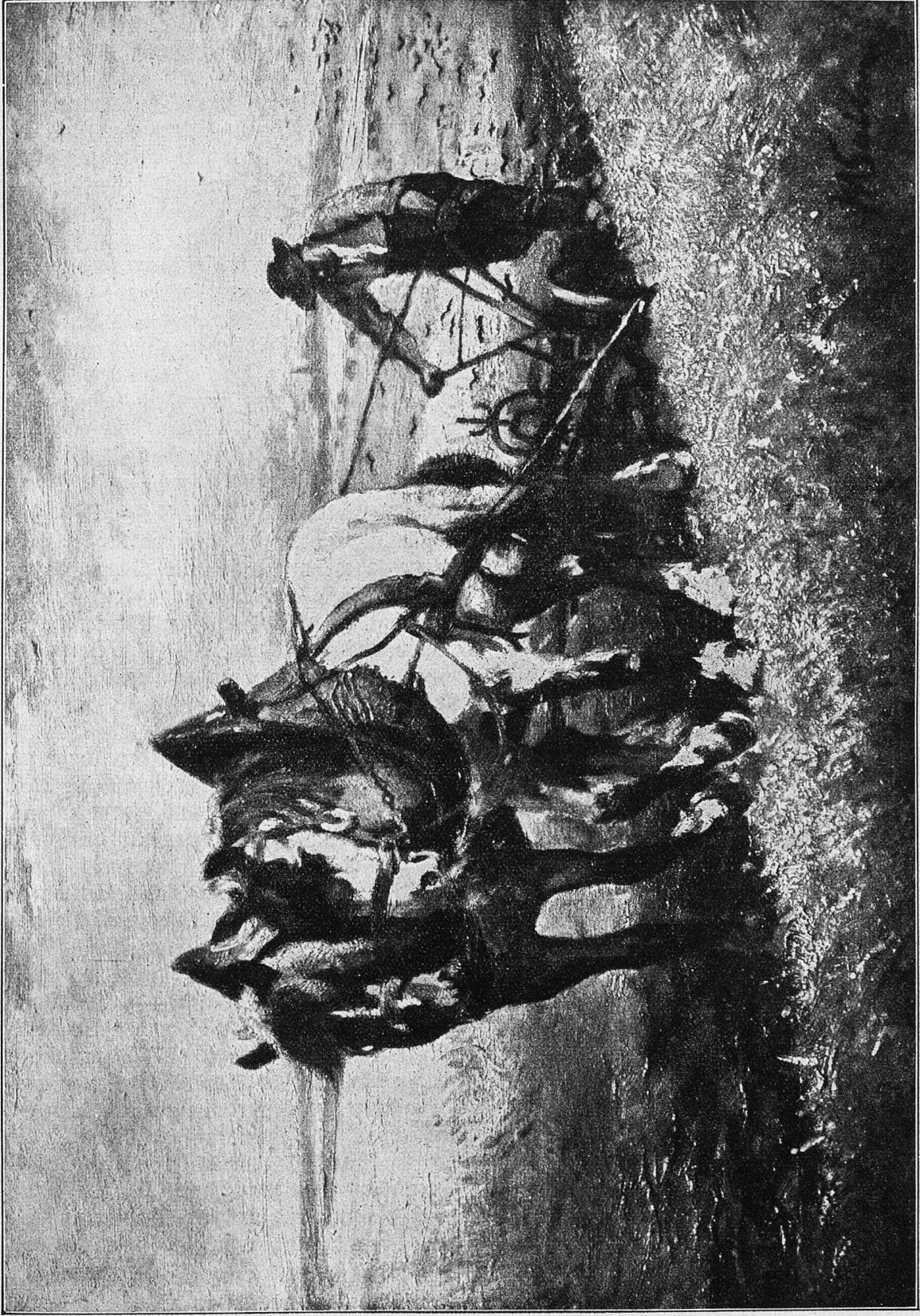
4.

Pabel verlor kein Wort über sein Unglück. Als Vinska ihn schelmisch lachend fragte, wo seine Stiefel wären, führte er einen so derben Schlag nach ihr, daß sie schreiend davonlief. Auch die Erkundigungen seiner Schulkameraden fertigte er mit Puffen ab; die ärgsten erhielt Arnost, der ihn dafür beim Lehrer verklagte. Damit war aber nichts getan, denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des letzteren, daß er gleich stocktaub wurde, wenn einer seiner Zöglinge sich über den andern beschwerte. Eine Woche verfloß, Pabel erschien nicht mehr in der Schule; er ging aus freien Stücken in die Fabrik und arbeitete dort von früh bis abends. Mehrmals schickte der Lehrer nach ihm, und da es vergeblich blieb, begab er sich endlich in eigener Person nach der Wohnung Virgils, um den Buben abzuholen. Das Weib des Hirten empfing ihn und verblüffte ihn, bevor er noch den Mund öffnen konnte, durch die lauten Ausbrüche des Jammers. Nach fünf Minuten war dem Lehrer, als ob er unter einer Traufe stünde, aus der statt Regentropfen Schrottkörner auf ihn niederhagelten. Ihm wurde ganz wirr in seinem müden und schmerzenden Kopf.

Die Frau rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen ihrer Leiden an. Nein, sie hatte nicht geahnt, was sie sich aufhalste, als sie darein gewilligt, das Kind des Gehenkten und der Zuchthäuslerin bei sich aufzunehmen. Viel war ihr im Leben schon begegnet, aber etwas so Schlechtes wie der Bub noch nie. Jedes Wort aus seinem Munde ist Trug und Verleumdung. Erzählt er nicht, daß seine Pflegeeltern ihn abhalten, in die Schule zu gehen, und daß sie den Wochenlohn einstecken, den er in der Fabrik verdient?

Von Entrüstung hingerissen, setzte sie hinzu, die bösen Augen weit geöffnet und bedeutungsvoll auf den Alten gerichtet:

„Redet er nicht noch ganz andren als uns armen Leuten, mit Respekt zu melden, graufige Dinge nach?“



Pflügender Bauer.

Gemälde von Prof. Jos. Andr. Seiler.

Der Lehrer hatte sein Taschentuch gezogen und drückte es an den kahlen Scheitel. Er kannte die Gerüchte, die über ihn im Schwange waren, und es bildete den Zwiespalt in ihm, daß sie ihn manchmal verdrossen und daß er sich ein andres Mal einen Spaß daraus machte, sie zu nähren. Heute war das erstere der Fall, er winkte abwehrend:

„Still, still! Halten Sie Ihr Maul.“

„O Jesus Maria, ich!“ rief das Weib, „ich red nicht! Ich möcht mir lieber die Zunge abbeißen... Keinen Pfifferling sollten sich der Herr Lehrer mehr kümmern um den schlechten Buben, sag ich nur... Die schönen Stiefel! Nicht zwei Tage hat er sie gehabt.“

„So, wo sind sie?“

Die Virgilova (wie sie im Ort genannt wurde) ergoß sich in einen neuen Redeschwall. Wo die Stiefel geblieben seien, müsse der Herr Lehrer den Juden fragen, dem der Bub sie vermauschelt habe. Der Jud werde freilich nichts davon wissen wollen, zeterte sie, und Habrecht, völlig betäubt, hielt sich die Ohren zu und trat den Rückzug an. Nach einigen Schritten jedoch blieb er stehen, wandte sich und befahl der Frau, Pabel morgen ganz gewiß in die Schule zu schicken. Sie versprach, den Auftrag zu bestellen, und tat es, indem sie Pabel am Abend mitteilte, der Herr Lehrer sei dagewesen und ließe ihm sagen, nicht mehr unter die Augen sollte er ihm kommen.

Die Ermahnung war überflüssig, Pabel wich ohnehin dem Schulmeister auf hundert Schritte aus. Der Vinska hingegen lief er nach und gehorchte ihr wie ein knurriger Hund, der unzufrieden mit seinem Herrn, immer zum Aufruhr bereit ist und sich doch immer wieder unterwirft. Was sie wollte, geschah; er besorgte ihr Botengänge, er stahl für sie Holz aus dem Walde, Eier aus den Scheunen der Bauern; sie verstand, sich ihn völlig zu unterwerfen.

Indessen, was ihn auch beschäftigte, wohin er auch wanderte — eines vergaß er nicht; e i n e n Umweg scheute er nie und niemals; Tag für Tag kam er ans Tor des Schloßgartens und spähte in den Hof hinein und starrte die Fenster des Hauses an. Anfangs mit sehnstüchtiger Hoffnung im Herzen, später, als ihm diese allmählich erloschen war, aus alter Gewohnheit.

Eines schönen Mai-Nachmittags fand er, als er an seinen Beobachtungsposten trat, zu seiner höchsten Überraschung das Gartentor offen. Unter den Säulen der Einfahrt stand die Equipage der Frau-Baronin, eine geschlossene Kalesche, mit

dicke Fliegenschimmeln bespannt. Die Dienerschaft drängte sich grüßend und knirschend um den Wagen, auf dem ein Koffer aufgebunden war. Nun flog der Schlag krachend zu, der Lakai sprang zum Kutscher auf den Bock, der schwere Kasten schwankte auf den Schneckenfedern, das Gefährt setzte sich in Bewegung. In kurzem Trabe umkreiste es den Hof, bog ganz langsam um die Ecke am Torpfeiler und rollte der Straße zu. Pabel hatte einen Blick in das Innere des Wagens geworfen und war zurückgefahren wie geblendet. Er preßte das Gesicht an die Mauer, er schloß die Augen und sah dennoch wieder — sah mit den geschlossenen klar und deutlich, was er eben mit seinen offenen Augen gesehen: — die Frau Baronin war nicht allein in ihrem wunderbaren Wagen; neben ihr saß ein kleines Fräulein, in schönen Kleidern, mit einem Hütchen auf dem Kopfe, und hatte wohlbekannte, hatte die Züge Miladas, aber so runde und rosige Wangen, wie seine Schwester nie gehabt.

Plötzlich richtete der Bursche sich empor und sprang in tollen Sätzen dem Wagen nach. Der hatte abermals eine Wendung gemacht und glitt mit eingelegtem Radschuh im Schritt der dicken Schimmel den Abhang des Schloßbergs hinab. Pabel lief quer über das grüne Feld, lief der Kalesche voraus und erwartete sie, am Wegrain aufgestellt, pochenden Herzens. Sie kam quiet-schend und rasseln her, und der Junge streckte sich, guckte und erblickte abermals die liebliche Erscheinung von vorn. Und jetzt war auch er gesehen worden, ein Freudenjauchzen drang an sein Ohr, die Stimme Miladas rief: „Pabel, Pabel!“... Mit solchem Ungeßüm warf das kleine Mädchen sich ans Fenster, daß die Scheibe kllirte und in Stücke brach. Sogleich hielt die Karosse, und der Bediente schickte sich an, vom Bock zu steigen. Hastig befahl die Baronin: „Sitzenbleiben! vorwärts, jagt den Buben fort!“ Die Peitsche knallte um Pabels Kopf, und drinnen im Wagen erscholl lautes Jammergeschrei... Dazwischen ließ ernster, liebevoller Zuspruch sich vernehmen. — Pabel sah, daß die alte Dame das Kind an sich gezogen hatte, und daß es in ihren Armen weinte. Dieses Weinen ging ihm durch Mark und Bein, dieses Weinen mußte aufhören, dem mußte er ein Ende machen.

Da stieß er auf einmal einen Jauchzer aus, wie er dem Übermütigsten nicht besser gelungen wäre, und begann in gehöriger Entfernung von der Kutscherpeitsche bärenplump und emsig Räder und Purzelbäume zu schlagen. Wenn der

Altem ihm auszugehen drohte, stand er still, lachte zu der Kleinen hinüber, machte Zeichen und schnitt Gesichter, bis sie endlich in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Ach, wie hüpfte ihm das Herz im Leibe, als er wieder einmal ihr liebes Lachen vernahm!

Die Entfernung zwischen ihm und dem Wagen wuchs und wuchs.

Pavel lief und sprang nicht mehr; er schritt nur noch, und als er am großen Berge angekommen war, erklimmen die Schimmel eben dessen steile Gipfel. Mühsam leuchte er die Höhe hinan, und oben brach er zusammen, mit hämmernden Schläfen, einen rötlichen Schein vor den glühenden Augen. Zu seinen Füßen breitete die sonnenbeglänzte Ebene sich aus, und dort in der Ferne lag die Stadt; einzelne ihrer Häuser schimmerten schneeweiß herüber, die vergoldeten Spizen der Kirchtürme glitzerten wie Sterne am blauen Tageshimmel. In der Richtung gegen die Stadt schlängelte sich die Straße durch die grünen Fluren, und auf der Straße glitt ein schwarzer Punkt dahin, und diesen Punkt verfolgte Pavel so inbrünstig mit den Blicken, als ob das Heil seiner Seele davon abhinge, daß er ihm nicht entschwände. Als es geschah, als die Schatten der Auen den kleinen Punkt aufnahmen und ihn nicht mehr zum Vorschein kommen ließen, streckte sich Pavel flach auf die Erde und blieb so regungslos liegen wie ein Toter... Seine Schwester war ein Fräulein geworden und war fortgefahren in die Stadt. Wenn er jetzt ans Gartentor kam, mochte er nur vorübergehen; mit der Freude, nach der Kleinen auszulugen, war es nun nichts mehr. Herb und trostlos fiel der Gedanke an den Verlust seines einzigen Glückes dem Jungen auf die Seele. Gern hätte er geweint, aber er konnte nicht; er wäre auch gern gestorben, gleich hier auf dem Fleck. Er hatte oft seine Existenz verwünschen gehört, von seinem eigenen Vater wie von fremden Menschen, und nie, ohne innerste Entrüstung dabei zu empfinden; jetzt sehnte er sich selbst nach dem Tod: und wenn es einmal so weit gekommen ist mit einem Menschen, kann auch das Ende nicht mehr ferne sein, meinte er. Und steht es einem nicht frei, es zu beschleunigen? Es gibt allerlei Mittel. Man hält zum Beispiel den Atem an, das ist keine Kunst; es handelt sich nur darum, daß es lange genug geschieht. Pavel unternimmt den Versuch mit verzweifelter Entschlossenheit, und wie er dabei den Kopf in die Erde wühlt, regt sich etwas in seiner Nähe, und er vernimmt ein leises Ge-

räusch, wie es durch das Aufspreizen kleiner Flügel hervorgebracht wird. Er schaut...

Wenige Schritte von ihm sitzt ein Rebhuhn auf dem Neste und hält die Augen in unaussprechlicher Angst auf einen Feind gerichtet, der sich schräg durch die jungen Halme anschleicht. Unhörbar bedrohlich, grau — eine Rake ist's. Pavel sieht sie jetzt ganz nah dem Neste stehen; sie leckt den lippenlosen Mund, krümmt sich wie ein Bogen und schickt sich an zum Sprung auf ihre Beute. Ein Flügelschlag, und der Vogel wäre der Gefahr entrückt; aber er rührt sich nicht. Pavel hatte über der Besorgnis um das Dasein des kleinen Wesens alle seine Selbstmordgedanken vergessen: — So flieg, du dummes Tier! dachte er. Aber statt zu entfliehen, duckte sich das Rebhuhn, suchte sein Nest noch fester zu umschließen und verfolgte mit den dunklen Augen jede Bewegung der Angreiferin. Pavel hatte eine Scholle vom Boden gelöst, sprang plötzlich auf und schleuderte sie so wuchtig der Rake an den Kopf, daß sie sich um ihre eigene Achse drehte und geblendet und niesend davonsprang.

Der Bursche sah ihr nach; ihm war weh und wohl zumute. Er hatte einen großen Schmerz erfahren und eine gute Tat getan. Unmittelbar nachdem er sich elend, verlassen und reif zum Sterben gefühlt, dämmerte etwas wie das Bewußtsein einer Macht in ihm auf... einer andern, einer höheren als der, die seine starken Arme und sein finsterner Trotz ihm oft verliehen. Was war das für eine Macht? Unklar tauchte diese Frage aus der lichtlosen Welt seiner Vorstellungen, und er verfiel in ein ihm bisher fremdes, mühevoll und doch süßes Nachsinnen.

Ein lauter Ruf: „Pavel, Pavel, komm her, Pavel!“ weckte ihn.

Auf der Straße stand der Herr Lehrer, den einer seiner beliebten Nachmittagsspaziergänge bis hierher geführt hatte, und der seit einiger Zeit den Jungen beobachtete. Er trug einen Knotenstock in der Hand und versteckte ihn rasch hinter seinem Rücken, als Pavel sich näherte.

„Du Unglücksbub, was treibst du?“ fragte er. „Ich glaube, du nimmst Rebhühnerester aus?“

Pavel schwieg, wie er einem falschen Verdacht gegenüber immer pflegte, und der Schulmeister drohte ihm:

„Ärgere mich nicht, antworte... Antworte, rat ich dir!“

Und als der Bursche in seiner Stummheit verharrte, hob der Lehrer plötzlich den Stock und

führte einen Schlag nach Babel, dem dieser nicht auswich, und den er ohne Zucken hinnahm.

Im Herzen Habrechts regten sich sofort Mitleid und Reue.

„Babel“, sagte er sanft und traurig, „um Gottes willen, ich hör nur Schlimmes von dir — du bist auf einem schlechten Weg; was soll aus dir werden?“

Diese Anrufung rührte den Buben nicht, im

Gegenteil: eine tüchtige Dosis Geringschätzung mischte sich seinem Hasse gegen den alten Hexenmeister bei, der ihn betrogen hatte.

„Was soll aus dir werden?“ wiederholte der Lehrer.

Babel streckte sich, stemmte die Hände in die Seiten und sagte:

„Ein Dieb.“

(Fortsetzung folgt.)

Bergwanderung im Spätherbst.

Wenn im Tale die Kelter rinnt, die rotwangigen Äpfel die Beute des Pflanzers werden, die Herden immer mehr talwärts wandern, da zieht der Spätherbst bereits über unsere Alpen und kleidet die Berge, ihre Zinnen und Zacken und Firnen nochmals in eitel Gold, während der Himmel sein tiefblaustes Kleid anzieht. All diese Schönheit will uns nochmals in ihren Bereich locken und uns süßen Abschied bescheren.

So wanderte auch ich nochmals bergwärts, bevor der Winter mich ins Tal drängte. Frühmorgens brach ich von der Alp auf mit dem Ziel: Aletschwald und von da aus aufs Eggishorn. Gewiß werden viele mit mir in Gedanken und mit dem Gefühle der Erinnerung mit zur Alplerklaufe und zum Gebirgsgehäuse wandern. Über dem Rottentale spannt eine kalte Bise, während die höchsten Zinnen in Licht sich kleiden.

Tiefe, fast beängstigende Stille ist weit und breit, kein Herdengeläute mehr, kein Alplergruß und Jauchzer. Die Menschen sind zutal gezogen. Die Hotels auf den Bergterrassen sind geschlossen und Fenster und Türen mit schweren Vorhängen bekleidet, um des Winters Lücke zu wehren. Kein geschäftiges Leben regt sich mehr in ihren Mauern, und keine frohen Ferienkinder springen mehr aus all den Ferienhäuschen und Hütten in die freie Alpenluft und ihr Sonnenlicht. Die Alpengräser sind abgeweidet oder verdorrt, und kein Heuduft steigt mehr von den Almen. Tiefe Stille und Weltabgeschiedenheit — und doch nicht. Ein schriller Pfiff! Ein Murmeltier ist noch auf Wache, genießt noch die helle Morgenfülle, um des Abends vielleicht zum langen Schlaf des Winters einzuschlummern. Ja, Murmeltierchen — geh nur schlafen in rauher Winterszeit und zehre an deinen Vorräten, womit der Sommer so vorsorglich dich genährt, und tröste dich: Es muß doch wieder Sommer werden...

Bevor die Bergwelt vor mir mein Auge fes-

selt, wende ich mich nach Süden, woher ich kam, und ergöze mich an all der Fülle, die mir da das Rottental und seine zerklüfteten Seitenschluchten bieten, und ich trinke von all dem Licht, mit dem die nimmermüde Sonne die Walliser Alpen übergießt. Das Aufsteigen des Sonnenballes zu schauen, ist überall und immer etwas Großes. Das Werden des Tages, die Geburt des Lichtes, unbeirrbar, ohne Rast und ohne Stillstand, in wirklich lautloser Ruh, welch erhabenes Naturgeschehen und für uns ein so großes Beispiel der Beständigkeit und der nimmermüden Pflichterfüllung. Und welch eine Fülle an Licht! Freilich, wer noch nicht die Trostlosigkeit der Dämmerung und Dunkelheit erlebte, der vermag das Glück und die Gnade des Lichtes nicht zu erahnen. Wie so viele haben schon von der Pracht unserer Berge getrunken, und gar viele möchten sicher mit mir sich wieder am Anblick der Walliser Bergriesen, jetzt, wo ihre gigantischen Leiber so nahe scheinen, wo diese Kolosse rötlich sich färben, wo im Tale die Weine feurig golden und wo ein Südländshimmel in harter, klarer Bläue sich hoch und weit wölbt, laben.

Das Zinalrothorn bäumt sich in troziger Höhe, die Pyramide des Weißhorns schillert, die Viertausender der Mischabel funkeln im Silber ihrer gewaltigen Felswände, und über alle regiert das Matterhorn, jeder Zoll ein König, mächtig und unstürzbar...

Weiter wandere ich den Grat, der hier gar nicht schmal ist. Hier grasen noch des Sommers Viehherden, die wohl spärliches, aber dafür kräftiges Futter ob Gletschern finden. Jetzt grasen hier ungestört die Gemsen, die im nahen Aletschwald friedlich und geborgen wohnen oder die je nach Schneefällen sich mit sicherem Instinkt auf die andere Seite des Aletschgletschers flüchten.

Die Mauer, die den Aletschwald als Naturschutzgebiet abgrenzt, ist in der bräunlichen Herbstfärbung ganz weißlich. Aber ein ganz anderes